

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 116.

Freitag, 18. Mai.

1928.

(22. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuzer.

(Nachdruck verboten.)

Da machte Hannsjochen Harwigg im Weitergehen mit dem Oberkörper eine halbe stumme Verbeugung und fühlte sich durch die Einladung geehrt. Denn es war doch immerhin ein ehemaliger deutscher Bundesfürst, bei dem er jetzt die Chance auf eine Importe und einen alten Schloßabzug besaß.

Doch als er eine volle Stunde später das kleine Palais am Wilhelmsplatz wieder verließ — da strahlte er wie ein Honigkuchenpferd. Lief im Sturmschritt quer über den Damm zum Kaiserhof, vor dem eine Kette leerer Autodroschen wartete. Ließ sich ins „Continental“, wo er wohnte, zurückfahren. Bestellte dringend mit Voranmeldung Telephonverbindung mit seinem Gut. Sah im Lezejimmer wie auf Kohlen. Sah zersfahren und interesselos eine Dame an, die vom Lift her an ihm vorüber zum Speisesaal schritt, wo die Molkatischen gestellt standen.

Und gerade, als er zu seiner makelosen Verblüffung feststellte, daß das — hol's der Deuwel! — unbedingt Liddy Lorn sein mußte ... die bildschöne, famose, wenn auch reichlich selbstbewußte einzige Tochter des hannoverschen Stadtbaurats Lorn, nach der sich damals das halbe Offizierkorps der Königsulanen und die ganze Reitschule die hochwohlgeborenen Hälse ausgerent ... gerade, als er das feststellte, wurde er abgerufen:

„Verbindung Paulinenhof für Herrn von Harwigg!“

Da ließ er vorerst mal alles andere, verschwand in der Zelle und wartete kaum so lange, bis er die Stimme des Rittmeisters hörte.

Dann legte er los:

„Bernt, hier ist Hannsjochen! 'n Tach. Also Blödfinn! Alles heller Blödfinn! Ich war ein zielbewusster Zentralidiot, daß ich dich nicht gleich mit nach Berlin genommen habe! Was sollst du da draußen auf dem Kaff bei mir, wo du bloß Stodflecké ansiezt?! Hier gehörst du her! Dringend sogar!! ... Was ich habe? Was soll ich deun schon groß haben? Allerdings eine diebische Freude. Weißt du, wo ich eben herkomme? Aus dem Palais des Herzogs von Hohenangern. Du, der hat mit einem Chateau Palmer vorgesetzt und Importen anfahren lassen — also ganze Generationen haben solche Zigarren noch nicht geraucht. Wenn du wieder hier bist, mußt ihm unbedingt auf der Seele knien, daß er dir von der Sorte auch mal eine abgibt ... Wie? Was ist? Betrunken? Woher soll ich denn jetzt am hellen Nachmittag schon betrunken sein? Nee, Menschenskind, aber eine diebische Freude hab' ich. Weil er genau so wie ich von deiner Unschuld überzeugt ist und sogar schon fast alle Beweise dafür in Händen hält. Kolossal, was? ... Und was deine Braut anlangt, so hab' ich dir ja schon telephonisch Bericht erstattet. Der Herzog, mit dem sie aus deinetwegen sprach, gab mir noch einige Kommentare. Erzählen kann ich dir alles hier am Apparat nicht, sonst sind die sechs Minuten schon bei der Hälfte rum. Mit deinen Verdächtigungen hast du ihr natürlich bitter Unrecht getan. Junge — solche Frau ist das große Los nebst Prämie ohne Steuerabzug! Fabelhaft hält sie sich und ist dir treu bis in die Vendee. Ein ganz famoser Kerl, die Rena Lint, — genau so

samos wie die Liddy Lorn. Was ist los? Kennst du nicht? Na, Bernt. Liddy Lorn! Hannover! Stadtbaurat! Café Kröpke! Herrenhaujen! ... Keine Ahnung hast du? Wirft kein gutes Licht auf dich! Aber abgesehen davon — du mußt schleunigst zurück. Du wirst erforderlich sein. Wahrscheinlich schon binnen der nächsten vierundzwanzig Stunden. Also: morgen früh fährst du nach Frankfurt hinüber und startest von dort mit dem Flugzeug der Lust-Hansa. Dann bist du in drei Stunden hier. Sollte ich nicht draußen auf dem Landungsplatz sein, komm bitte sofort hierher ins „Continental-Hotel“ und warte auf mich. Denn es ist möglich, daß ich in deiner Angelegenheit irgendwo im Gelände herumlaufe. Auf jeden Fall im „Continental“ bleiben, bis ich komme ... Also, ich erwarte dich. Gut. Hals- und Weinbruch ... Wiederseh'n, Bernt.“

Damit hingte er den Hörer an; verließ die Fernsprechzelle; stellte durch einen Blick in den großen Spiegel neben der Kleiderablage fest, daß er trotz der nachmittäglichen Pulle Chateau Palmer einen einigermaßen anmutigen Eindruck mache. Dann pirschte er sich zu den Molkatischen heran.

Denn immerhin, nicht wahr, lag doch die Möglichkeit vor, daß tatsächlich ...

Der gute biedere Hannsjochen Harwigg war aufgeregt wie ein Fahnenjunker vor seinem ersten Rendezvous.

XIII.

Sie war's. Natürlich war sie's!!

Eigentlich hatte der Paulinenhofer sich da in der Telephonzelle schnell einen ganz raffinierten Plan zurechtegelegt: wollte einen der freien Nebentische nehmen, möglichst blaßiert und gelangweilt seinen Mokka trinken und sich dabei durch unauffällig-intensive Okular-Inspektion vergewissern, ob er nicht womöglich doch einer Personenverwechslung erlegen sei.

Dies Projekt hielt er, wie gesagt, für raffiniert, durchtrieben und fabelhaft weltmännisch.

Leider starb es schon im Keime.

Denn Frau van Aren musterte, da es sehr leer war, mangels anderer Objekte mit flüchtigem Blick diesen wenig über mittelgroßen, braungebrannten, keineswegs sonderlich eleganten, aber wenigstens ungemein gesund anmutenden Herrn; stützte, framte ein wenig in ihrer Erinnerung, lächelte und meinte dann mit der Sicherheit der großen Dame der Welt:

„Ich glaube immerhin, mein Herr, daß Sie der frühere Lieutenant von Harwigg von den mazurischen Prinz-Albrecht-Dragonern sind, neunzehnhundertfünf auf Reitschule Hannover waren und im Hause meines Vaters als Gast geschäftigt wurden.“

„Und ich glaube immerhin“, versetzte er strahlend und stand schon an ihrem Tisch ... „daß Gnädigste das frühere Fräulein Liddy Lorn sind.“

„Also, dann guten Tag, Herr von Harwigg.“

„Guten Tag, Gnädigste.“

Handkuß mit allem gebotenen Respekt.

„Wollen Sie nicht an meinem Tisch Platz nehmen?“

„Ob ich das will, wenn ich die Erlaubnis dazu erhalten! Ich fürchte nur, daß Gnädigste vielleicht noch irgendwelche Bekannten erwarten und ich dann störe.“

„Ich erwarte niemanden, sondern werde mich freuen, wenn wir ein wenig plaudern. Allerdings unter der Voraussetzung, daß Sie nicht länger „Gnädigste“ zu mir sagen. Dies Wort mag ich nicht.“

„Genau so geht es mir auch!“ gestand er ehrlich und nahm den Sessel ihr gegenüber. „Ich wählte die gräßliche Phrase eigentlich auch nur aus Unsicherheit, ob Sie vielleicht schon verheiratet seien oder vielleicht noch nicht, worauf ich allerdings bei meinem traditionellen Pech kaum zu hoffen wage.“

„Nein, ich habe bereits im ersten Kriegsjahre geheiratet“, versetzte sie.

Der Paulinenhofer äugte daraufhin total gebrochen den respektvoll wartenden Kellner an.

„Was wünschen Sie denn? Ach ja — na ja, bringen Sie mir meinewegen einen Mokka und einen zweistöckigen Hennessy. Nein — keinen Kuchen. Für kulinarische Exzesse ist die Situation zu ernst.“

Liddy van Aren lächelte.

„Vielleicht kann ich Ihre umdüsterte Stimmung etwas durch die Mitteilung heben, Herr von Harwieg, daß ich schon seit acht Jahren wieder Witwe bin.“

„Witwe? Seit acht Jahren, gnädige Frau, ist Ihr Herr Gemahl bereits tot?“ vergewisserte er sich mit glücklich lachenden Augen. „O, das ist betrübend. Ihr Herr Gemahl ist natürlich im Krieg gefallen?“

„Nein, er ist an einer Art Malaria gestorben. In Soerabaja war kein Krieg.“

„Bitte?“ fragte er und beugte sich weit vor. „Bitte lehr — wo war kein Krieg?“

„In Soerabaja, Herr von Harwieg.“

„Soerabaja, Soerabaja?!“ echote er verdattert und suchte sieberhaft. Dann riskierte er verzagt: „Am Ende — Java?“

„Bravo!“

„Wollen gnädige Frau damit sagen, daß Sie auf Java verheiratet waren?“

„Jetzt haben Sie's haarscharf getroffen.“

„Drei Jahre auf Java verheiratet?“

„Eigentlich sogar sechs. Denn Tropenjahre zählen ja doppelt.“

„Mit einem dort ansässigen Deutschen?“

„Nein, sondern mit einem dort ansässigen Holländer, der große Plantagen besaß.“

„Und die bewirtschafteten Sie heute noch, gnädige Frau?“ ... entrüstete er sich. „Eine alleinstehende weiße Dame als Herrin über unzivilisierte Barbige? Neber Menschen, die immerhin noch halbe Wilde sind? Umlauert von tödlichem Fieber und reißenden Raubtieren? Also darin steht ein Heroismus, eine Initiative, eine so hochgespannte Selbstschätzung, daß man sich respektvoll verbeugen muß.“

„Verbeugen Sie sich nicht zu früh, Herr von Harwieg“, warnte Liddy van Aren heiter. „Es liegt nämlich kein Grund vor. Weil ich die Plantagen sofort nach dem Tode meines Mannes verkaufte und nach Europa zurückkehrte.“

„Ach so!“

„Seitdem lebe ich in Amsterdam. Dort besitze ich von Seiten meines Mannes wenigstens einige mit äußerlich nahestehende Menschen, während ich in Deutschland niemanden mehr wußte. Denn mein Vater starb kurz nach meiner Verheiratung; und irgendwelche Verwandten in Deutschland habe ich nicht.“

In dem Kopf des guten Hannsjochens gings es wie in einem Mühlrad. Was er da hörte, waren an sich ein paar Tatsachen ziemlich landläufiger Natur. Auf ihn aber wirkten sie revolutionierend. Denn Perspektiven eröffneten sich auf einmal — ungeahnte Perspektiven! Rämentlich, wenn man diese weiland Liddy Lorn anschaut und dabei um die Feststellung nicht herumkam: daß sie — damals eigentlich noch ein ziemlich eckiger Badisch — heute jene entzückend frauenshafte, in sich gesetzte Art hatte, gegen die man einfach erschlagen war. Und dann dies Gesicht! und diese Figur! und der einschmeichelnde Timbre dieser Stimme! Und diese Augen,

die eine ganz seltsame, eigentlich überhaupt nicht zu bestimmende Tönung besaßen!

Eine junge javanisch-deutsche Witwe — die brennende Glut der Sildsesonne in den Adern — von romantischem Zauber der Erotik umwittert.

„Herrgott, gnädige Frau“, sagte er aus irgendeiner unkontrollierbaren Gedankenverbindung heraus, „was ist das für ein blendender Duse! daß ich Sie hier wiedersehen darf! Noch dazu nach so langen Jahren! Dabei komisch eigenlich; jetzt, wo ich Ihnen gegenüber sitze, sind diese Jahre beinahe gar nicht gewesen. Sofern ich's darauf anlege, könnte ich mir suggerieren, ich hätte Sie vor ein paar Wochen zum letzten Male gesprochen. Denn was ich an Ihnen nicht vergessen hatte, das ist auch heute noch da! Ihre Stimme und Ihr Lächeln und Ihre Augen und das ganz Persönliche Ihres Wesens. Nur vollkommener noch, vollendetes sozusagen! Zum absolut Eigenen ausgeprägt.“

(Fortsetzung folgt.)

Blumen im Zimmer . . .

Blumen im Zimmer
Legen hellen Schimmer
Auf alle Dinge.
Es ist, als singe
Der Schrank
Und die Ofenbank
Von Sommer und Fülle,
Von Tälerstille,

Bon Wolkenzug
Und Schwalbenflug.
Und du selbst singst mit,
Beschwingt wird dein Schritt.
Die Welt liegt in goldinem
Schimmer . . .
Blumen im Zimmer
Hans Gäfgen.

Erlebnisse mit Raubtieren.

Von Paul Eipper.

In einer Wandermenagerie habe ich mir durch Beharrlichkeit einmal die Zuneigung eines großen Kat-Löwen erworben. Der Bursche war hochgewachsen und hatte eine kurze, beinahe schwarze Mähne. Er lief ruhelos in seinem Transportwagen auf und ab, beachtete mich gar nicht und war durch keinen Zuruf zu gewinnen. Aber er hatte ein gutes Auge.

Nun kann ich schon allgemein kein Raubtier sehen, ohne mir Kontakt mit ihm zu wünschen. Das ist eine undefinierbare Sehnsucht. Bei diesem außergewöhnlich schönen Löwen aber wurde der Wunsch gerade zur Sucht. Ich verständigte mich also mit dem Wärter und war am andern Morgen frühzeitig zur Stelle, als eben die Holzverschalung von den Wagen abgenommen wurde. Der Löwe kam rauslend vom Strohslager hoch und ging sofort seinen Spaziergang längs der Gitterstäbe an. Ich war ihm heute näher als sonst, denn ich hatte mir eine Holzkiste beschafft, auf der ich stand, so daß unsere Augen horizontal zueinander waren. Der Löwe beachtete mich auch an diesem Morgen nicht im geringsten, aber er grüßte auch nicht.

„Warte, Brüderchen“, sagte ich vor mich hin, prüfte noch einmal Kopf und Auge und — hielt den Wüstenlöwen an der Mähne fest. Das Wagnis gelang. Der Löwe blieb stehen, duldet meine Liebkosung und ließ sich plötzlich polsternd auf den Boden fallen. Er räkelte sich, streckte die Füße in die Luft und war — ihr könnt mir's glauben — glücklich.

Jedesmal, wenn ich in der Folge die Tiershau besuchte, begrüßte mich das Tier schon auf 15 Meter Entfernung durch lebhafte Hin- und Herspringen.

Doch man Löwen ihre frohen Gefühle ansieht, habe ich übrigens im Berliner Zoologischen Garten einwandfrei beobachtet. Da lebte noch vor wenigen Jahren im großen Außenäfig ein Löwe, den Kaiser Menelis dem Garten geschenkt hatte. Er war so würdevoll und so dekorativ, daß er, kauernd, wie ein Denkmal ausah. Zweimal im Jahr bekam er eine Gefährtin in den Käfig, zur Zucht, und wenn die beiden nach einiger Zeit wieder getrennt wurden, das Weibchen in das kleine Gelab rechter Hand zurückkam, dann war der alte Herr ungehalten und schimpfte den ganzen Tag.

Löwen schimpfen, indem sie brüllen; das klängt recht schrill laut, und die Löwin saß auf den Hinterfüßen und trommelte mit den vorderen an der eisernen Falltür, die sie von ihrem Partner trennte.

Um 6 Uhr am Abend wird gefüttert. Zu diesem Zweck kommen alle Raubtiere in die Innenräume des Hauses zurück, und da geschah es — vielleicht durch ein Versehen — daß Löwe und Löwin schicksalhaft sich plötzlich in einem Raum vereint fanden. Sie kamen jedes aus einer anderen

Gallitur, zu gleicher Zeit ungefähr, und sahen sich „verwundert“ an.

Und dann — es ist buchstäblich wahr, was ich berichte — waren sich beide auf die Planken des Holzbodens, räkelten sich längelang Rücken an Rücken, wälzten sich um ihre eigene Achse, so daß die Gesichter sich berührten, und lachten und lachten sich vor Glückseligkeit.

Lachen und Küschen sind menschliche Worte für menschliche Funktionen; daher wirken sie, auf Löwen angewandt, grotesk. Über die Löwensprache kann ich nicht schreiben, und der Leser könnte sie ja auch nicht verstehen, würde ich, wie ich mich darin ausdrücken sollte. Die Gefühle jedoch, die wir Menschen unter „Lachen und Küschen“ empfinden, sie zeigte einwandfrei deutlich das Berliner Löwenhaar.

*

Alle Löwen sind eifersüchtig, auch die Tiger. Auf einer Besichtigungsreise sah ich in einem Privatort zwei Exemplare, beides Weibchen, in einem großen, zweiteiligen Käfig. Wir bestaunten uns schnell, durch Vermittlung des Wärters, und jedesmal, wenn ich die eine Tigerin streichelte, kam die andere knurrend hinzu und wollte die Begünstigte wegdrängen. Gelang ihr das nicht, ging sie beleidigt in den Nebenkäfig, folgte dem Wärter weder auf Zuruf, noch konnten sie kleine Fleischstückchen herbeilassen. Wir mußten uns zu ihr bequemen.

Auch neidisch sind Raubtiere. Bei jenem Importeur fand ich an einem kalten Wintertag im ganzen Raubtierhaus nur ein Löwenhaar, das tags zuvor von einer Münchener Ausstellung gekommen war. Junge Tiere; das Männchen bekam eben seine Mähne und dokumentierte Männlichkeit, indem es mich grimmig anstarrte, so wie ich an die Gitterstäbe trat. Das Weibchen blieb ruhig im Käfig steigen, auch als ich den Knurzhahn laut zur Ruhe verwies und mit der Eisenstange rasselte.

Eine Weile ging alles gut, obwohl der Bursche im Hintergrund unentwegt maulte. Aber mit einem Mal sprang der Satan wütend nach vorn. Ich, als Reißerbewegung, drei Schritte zurück, überraschend schnell. Die nächsten Sekunden zeigten jedoch, daß er mich gar nicht gemeint hatte. Er war auf seine Geliebte neidisch, bis die Kleine, drängelte sie weg und wollte haben, daß auch mit ihm gespielt werde. Wir haben uns aber gerechterweise zu dreien in unser Spiel geteilt.

*

Am zärtlichsten ist jenes Raubtier, das die Grenze bildet vom Hund zur Katze, der Gepard, eine hochbeinige Leopardenart mit kleinem Kopf, die in Indien zur Antilopenjagd verwendet wird.

Geparden sind völlig zahm, harmlose Haustiere, wenn sie nicht in der Brust stehen. Dabei von stattlicher Größe und kolossale Springfünsler. Ein Zirkusdirektor besitzt solch ein Pärchen, mit dem er durch die Straßen spazieren geht. Da ich mich mit diesen Tieren schon manche Stunde am Boden gebalgelt habe, ging ich in der Menagerie ohne Überlegung zu ihnen in den Käfig. Aber ich hatte einen Umstand nicht beachtet. Die Geparden hatten einen schwarzen Spitzerhund als Gespielen; sie taten mir nichts, vor dem Hund aber mußte ich ausrücken.

Auch bei einem großen, fast dreijährigen Löwen bin ich einst im Käfig gewesen — aus Mitleid. Das Tier war franz, hatte eine Art von Staube gehabt und kam nun langsam wieder zu Kräften. Es gehörte ursprünglich in eine große Gruppe dressierter Löwen, war also nie in seinem Leben allein gewesen. Nun sehnte es sich nach Unterhaltung. Der Wärter hatte wenig Zeit; es waren noch andere Patienten im Haus.

Willi, so hieß der Löwe, bettelte und jammerte. Die Salatugel im Käfig machte ihm gar keinen Spaß; was blieb mir anders übrig, als vom Wärter eine Drillhose anzuziehen, die bis zum Halse hinauf zu knöpfen war und — die Gitterstäbe hoch. Der Löwe hob sofort die Vorderpranken auf meine Schultern, nicht um Ringkampf mit mir zu machen, sondern um mich zu ledern. Das ging natürlich nicht; aber wir sind eine Stunde in dem geräumigen Käfig umhergetollt, der im Sommer zu Dressurübungen dient, und hoffentlich trug das zu Willis Genesung bei. Ich habe leider nie mehr von ihm gehört.

*

Das ist für mich der dunkle Fleck bei den Freundschaften, die uns Menschen mit den Tieren verbinden, daß — einmal voneinander getrennt — keine Beziehungen mehr bestehen können. Briefe und Telegramme vermag man mit Löwen nicht zu wechseln.

Wo sind jetzt die vierzehn Löwenkünder, die, wie auf eine Schnur gesogen, im Mai 1925 im Leipziger Raubtierhaus saßen. Sie leben vielleicht in Odessa, in Stockholm, vielleicht in Amerika, jedes für sich.

Und erst die dressierten Raubtiere der Wandersirkusse und Wandermenagerien! Nur die Erinnerung ist geblieben, eine Photographie bestensfalls, die Eintragung im Tagebuch.

Da ist „Tonia“, die herrliche Inseltigerin, die 5 Meter im Sprung durchmaß, vom Stand aus, und dabei noch durch einen Rettensprang, den der Dompteur ausgestreckt über seinen Kopf hielt. Dieser Dompteur ist im Mai 1926 gestorben; er hieß Fritz Fischer und war ein Meister der zähen, gütigen Tierbehandlung. Im November 1926, also fünf Monate später, sah ich die gleiche Tiergruppe wieder, unter einem neuen Dompteur. Da sah auf dem mir wohlvertrauten Stuhl ein mürrisches, verprügeltes Geschöpf, scheu und feig — die „Tonia“ —; und als der „Bändiger“ sie mit Eisenstange und Knüppel zum Springen trieb, da konnte ich es nicht mehr ertragen. Ich ging aus dem Haus, erschüttert darüber, daß so viel Schönheit verkümmern mußte und keine Rettung möglich war.

Wenn ich zum Schluß vom eigentlichen Thema etwas abweiche, so möchte ich darauf hinweisen, welche Verantwortung der Mensch übernimmt, wenn er ein Tier, ein edles Raubtier, gefangen hält.

Nur dann billigt der wahre Tierfreund die Gefangenschaft, die Haft hinter Gitterstäben, die uns Europäern ja allein den Umgang mit Raubtieren ermöglicht, wenn die Behandlung liebvoll, die Pflege treu und zuverlässig ist. Und wenn der Käfig groß genug ist, luftig, hell, und im Winter austreichend erwärmt ist. Dann können wahre Freundschaften entstehen; auf diese Weise hat der Mensch Freude am Tier, gewinnt er die Zuneigung jener Wesen, die unsere Lebensbrüder sind.

Wenn ein Herr Fortunio „wild eingefangene Löwen“ im engsten Käfig durch fortgesetzte Peitschenhiebe über Auge und Nase zu Paaren treibt und die angstvoll Gehesten an den Gitterstäben hochagt, so ist das menschenunwürdig und eine Barbarei.

Herzerwägnd aber, ein Genuss, sind die Vorführungen jener „Dompteure“, die aus Hagenbecks Schule stammen. Sie sind mit ihren Tieren verwachsen, und wer gesehen hat, wie ein „List“ ein „Möller“, „Richard Sawade“, nach der Vorstellung ihre Tiere selber mit Stroh zur Nacht versorgen, wie sorgsam und gütig die Artisten vor jedem Auftritt mit ihren Pfleglingen reden, und wie sie geduldig Rücksicht nehmen, wenn eines davon verstimmt ist. — der wird es begreifen, daß solch ein „Tierbändiger“ Nacht für Nacht vor dem Käfig eines Kranken steht, hilfsbereit, auf Linderung bedacht.

So sind auch die guten Männer in den zoologischen Gärten, müssen sie sein, wenn sie gesunde, schöne Tiere haben wollen. Um zu prüfen, was ein Tierpark taugt, braucht man nur mit dem Raubtierwärter zu sprechen. Der Mann muß Mut haben, Muskeln und einen derben Griff — ein gütiges Auge und ein warmes Herz.

Frauen-Zeitung

Warum hat die Witwe ihre Anziehungskraft verloren? Kurz nach dem Kriege feierte die Witwe auf dem Heiratsmarkt Triumph und stellte die jungen Mädchen in den Schatten. Aber es scheint, als ob dies ihr letzter Sieg gewesen ist, denn heutzutage ist die Witwe von den Männern nicht mehr begehr, und es fällt ihr immer schwerer, noch einmal in den Hasen der Ehe einzulaufen. Eine englische Psychologin beschäftigt sich mit dieser auffälligen Erscheinung, die eng mit der Stellung zusammenhängt, die das junge Mädchen sich jetzt in der Gesellschaft erobert hat. „Der Zauber einer Witwe“, schreibt sie, „war noch vor 25 Jahren stärker als der von 20 bis 40 Mädchen. Die Männer schwärzten um sie wie die Motten um das Licht. Aber jetzt hat sie ihre Anziehungskraft verloren. Jugend und alles, was damit zusammenhängt, ist heute der große Feind, den das Männergeschlecht anbetet, und diese Jugend verfügt über all das, was früher die Witwe so verführerisch machte. Das moderne Mädchen weiß nicht nur doppelt so viel wie ihre Mutter und zehnmal so viel wie ihre Großmutter, sondern sie hat auch schon die Lebenserfahrung gewonnen, die einschließlich das Vorrecht der Witwe war. Sie verfügt über die nötige Freiheit und Selbstständigkeit, sie geht ohne Aufsicht, wohin sie will, und spricht ohne zu erröten über Dinge, die früher ein junges Mädchen auch nicht einmal denken durfte. Damit läuft sie ebenfalls der Witwe den Rang ab, von der man früher sagte, daß sie die Männer viel besser verstehe und daher gegen ihre Schwächen nachsichtiger sei. Der Zauber der Witwe lag ja vor allem in ihren reichen Erfahrungen, die sie einmal geschickt mit Männern umgehen ließen und andererseits Enttäuschungen in der Ehe ausschlossen. Das junge Mädchen stand als weltfremde Unschuld auf einem Piedestal; die Männer huldigten ihr, aber hegten Scheu, sie von ihrem Idealstift herabzuholen. Heute ist das junge Mädchen von dem Sockel herabgestiegen und steht mit beiden Füßen fest auf der Erde. Den Sinn für Komrad-

schaft, der man früher allein bei der Witwe vermutete, findet man nun auch bei ihr, und damit ist die Witwe entthront worden. Die Witwe wußte die Weltfremdheit und Ahnungslosigkeit des jungen Mädchens gespielt zu benutzen. Sie war im Ballsaal und in Gesellschaften der Mittelpunkt, um den sich alles drehte, und der Nimbus des Gefährlichen und Verführerischen, der sie umgab, fesselte immer neue Opfer an ihren Triumphwagen. Jetzt aber hat das Mädchen den Kampf mit ihr aufgenommen, hat sie mit ihren eigenen Waffen geschlagen, und so steht sie allein und verlassen auf weiter Flur. Wenn sie dieses verlorene Königreich wieder erobern will, wird sie erst neue Tricks erfinden müssen, die die Männer in ihren Bann ziehen.“

Neue Bücher

* In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien: Edvard Welle-Strand: „Pohjola“, Geschichten aus Nordland. Mit einem Nachwort von Hermann Rössler. (Nr. 6835.) Es gibt keinen Schriftsteller, der die Sprache, die Art und die allergeheimsten Bräuche der mongolischen Lappen so kennt und zu schildern versteht, wie Welle-Strand. Den vorliegenden, neuesten Novellenband hat der Dichter „Pohjola“ genannt. Das ist der finnische Name für jene unendlichen Berginöden des Nordens, jenes geheimnisvolle Zauberland, das im Sommer von dem rot und schwefelgelb glühenden Schein der Mitternachtsonne und im Winter von dem brüllenden Sturm und flackernden Nordlichtschreien erfüllt ist. — Jacob Burckhardt: „Die Kultur der Renaissance in Italien“. Ein Versuch. 2 Bände. Herausgegeben von Dr. Walther Rehm. (Nr. 6837—6844.) Jacob Burckhardt, der große Meister der Kulturgegeschichtschreibung, hat als erster den kunstgeschichtlichen Stilbegriff „Renaissance“ zu einem umfassenden Zeit- und Kulturbegriff geweitet. Wie vor ihm kein anderer Forscher, vermochte er die Kunst, die Religion, die Politik, die Sitten einer Epoche in ihrer Ganzheit zu erfassen. Durch die Universalität seiner Anlagen, durch sein intuitives Empfänglichkeitsvermögen, durch seine Kunst der Sprachbeherrschung war Burckhardt zum Geschichtsschreiber gerade dieser glänzenden Epoche besonders berufen. Die Reclamsche Ausgabe zeichnet sich besonders aus durch das handliche Format und den großen, schönen, klaren Druck in Offenbacher Schwabacher. — Rudolf v. Delius: „Hegel“. Eine Einführung in seine Philosophie. (Nr. 6849.) Hegels Denken gilt immer noch als dunkel und überaus schwer zugänglich, es fehlt bisher ein klarer, populärer Führer zu seiner Philosophie. Ein solches Buch hat nun Rudolf v. Delius für die Universal-Bibliothek verfaßt; aus der innersten Tiefe wird da das Wesentliche von Hegels Denken herausgehoben, aber dies Wesentliche ist, wie alles Große, einfach und kann daher für jeden fassbar dargestellt werden. — Emile Verhaeren: „Helenas Heimkehr“. Drama in vier Akten. Nachdichtung von Stefan Zweig. (Nr. 6850.) In seinem klassisch geformten Versdrama „Helenas Heimkehr“ stellt der große belgische Dichter Emile Verhaeren die Tragödie der Schönheit dar. Das in kristallinen Versen geschriebene Werk wurde von Stefan Zweig mit bekannter Meisterschaft übersetzt.

* Walter von Hollander: „Jetzt oder nie“, Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Hollanders neuer Roman beginnt im Jahre 1910 und endet in der Welt unserer Tage. Im Mittelpunkt steht ein prachtvoll tüchtiges Geheimrats-Töchterchen, das sich nicht lange mit Lamentieren über die peinlichen Folgen der Geldentwertung aufhält, sondern frisch und heiter ein neues und durchaus eigenes Leben aufzubauen versteht. Schwer wird ihr nur die Entscheidung in Herzensangelegenheiten. Sie hat die Wahl unter drei ganz verschiedenen gearteten, ihrem Gefühl aber gleich nahen Männern. Mit dem Hollander eigenen Feingefühl und sicheren Blick für Wesentliches gibt er ein interessantes Bild von der jungen Generation: ihrem neuen Empfinden, ihren neuen Anschauungen und ihrem Streben nach einer neuen Lebenspraxis.

* W. S. Maugham: „Der bunte Schleier“, Roman. (E. P. Thal & Co., Verlag, Wien.) Der als Verfasser von „Binden Sie, daß Constanze sich richtig verhält?“ hier bekannte englische Schriftsteller schreibt in diesem Roman mit raschen und sicheren Zügen das Hohelied der Seele, die alle Prüfungen überwindet und frei wird für das Wunder der ewigen Wiedergeburt in uns. Das Schicksal einer Frau und der Männer, die sie umgeben, die Erotik Chinas und die Umschmelzung einer Seele im Feuerofen des Daseins ist

so fesselnd geschildert, daß man der Entwicklung in atemloser Spannung folgt.

* James Joyce: „Dublin“ Novellen. (Rhein-Verlag, Basel.) James Joyce, dessen heftig umstrittener psycho-analytischer Roman „Ulysses“ gegenwärtig zu den umstrittensten Dichtungen der Weltliteratur gehört, in Irland sogar öffentlich verbrannt wurde, schildert in diesen Novellen seine Vaterstadt und seine Landsleute. Ereignisse und Menschen sind auf so prägnante Weise charakterisiert, daß sie wie bloßgelegte Zellen eines Organismus deutlich sichtbar vor uns erscheinen.

* Julien Green: „Adrienne Mesurat“, Roman. (G. G. Siedel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.) Seinem ersten, Paris alarmierenden Buche, „Mont-Cindre“, ließ Julien Green den Roman „Adrienne Mesurat“ folgen. Dieser Romandichter amerikanischen Blutes und französischen Geistes erzählt weniger die Geschichte des schönen jungen Provinzmädchens, das neben seinem greisenhaften Vater verschlafen und in seinem Liebesleben gehemmt, um Befreiung ringt, als die Geschichte einer Leidenschaft an sich. Und es scheint, als lehne sich der junge Green stärker an die fernste Tradition der Tragödie als an den Roman an. Er beherrscht die moderne Psychologie des Unbewußten, die Gabe, die unabkömmlinge, fast objektive Existenz der Leidenschaft zu zeigen. Man kann Adrienne Mesurat zu den unoergreiflichen Frauen des Romans zählen wie die Bacarn, Anna Karenina oder Effi Briest.

* Unamuno: „Die Agonie des Christentums“. (Verlag Meyer & Jessen, München.) Unamunos Christentum steht in seiner Verlorenheit mit der Welt in tödlichem Kampfe gegen diese Welt: Im Ringen um die Seele, um ihre unendliche Dauer. Es ist ein Werk voll dramatischer Spannungen, voll leidenschaftlicher Geisteskämpfe, in dem das Ringen des Christentums in seinen heutigen Erscheinungsformen, ihr Verhältnis zu Staat und Gesellschaft mit äußerster Konsequenz verfolgt wird. Auch der Kampf des Individuums um das Christentum, die Agonie des Christentums in der Persönlichkeit, wird an meisterhaften Analysen religiöser Kämpfer gezeigt. Ebenso wird das Unsterblichkeitsproblem eingehend behandelt.

* O. Bowden: „Hennenchen Gacklei“. Lustige und traurige Geschichten aus dem Leben eines Huhnes. Mit zahlreichen Abbildungen. (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.) Was auf einem Bauernhof doch nicht alles geschehen kann, wenn jemand, der sich aufs Fabulieren versteht, sich einmal mit Verständnis darin vertieft. Da ist von den Nöten des Hennchen und seiner Hühnergenossen die Rede, von denen oft so dumme Menschen nichts bemerken wollen und die für die Hühner, Schweine und andere Tierleben ungeheuer wichtig sind, von ihren Verlusten, sich gegen ein vorzeitiges Ende in der Pfanne zu schützen. Nette kleine Bildchen, ganz dem Text angepaßt, finden sich verteilt auf allen Seiten.

* „Ringel, Rangel, Rosen“. Volkskinderlieder für Schule, Haus und Kindergarten. Herausgegeben von Prof. Fritz Jöde. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Die gegenüber der bisherigen Gestalt beträchtlich erweiterte Neuauflage der Sammlung bringt aus dem Singgut unseres Volkes die schönsten Singspiele: Ringelreihen, Wahl- und Nachahmungsspiele, Brücken-, Tanz- und Springspiele, Ketten- und Plumpfachschießen, Kinderreime, in denen die Kinder die Feste des Jahres, ihre eigenen, aus alten Volksgebräuchen herausgenommenen Jahreskreisspiele, sowie die Natur, das Tier, die eigenen Beschäftigungen jeder Art auffingen, endlich Laternenlieder und Abzählreime. Auch die schönsten Roseschers- und Wiegengesänge fehlen nicht. Die Sammlung dehnt dabei das Gebiet ihrer Lieder auf alle Gauen deutscher Jung aus, bis nach dem Elsass, nach der Schweiz und nach Österreich hinein, wendet sich aber nach wie vor von den meist südländischen kindertümelnden Liebfern Erwachsenen ab und beschränkt sich durchweg auf wirkliches Volks�ut.

* „Die seuzelle Not unserer Zeit“. Von Dr. med. Hertha Riese. (Leipzig, Hesse & Becker, Verlag.) Mit 9 Abbildungen. Eine sozial denkende Frau hat dieses Buch mitten aus ihren praktischen Erfahrungen heraus geschrieben. Sie ist als Sozialärztin in Frankfurt a. M. tätig und hat als solche viel Not und Elend gesehen. Ihre Darlegungen haben deshalb einen ganz besonderen Wert. Vor allem betont sie, daß mangelndes Gemeinschaftsgefühl und die damit zusammenhängende mangelnde Verantwortung des einen für alle und aller für einen den Grund dafür bilden, daß wir trotz aller Errungenschaften und Erkenntnissen nicht weiterkommen. Das Buch ist eine tiefste Mahnung an alle Volks- und Menschenfreunde.